

WIE SOLLT ICH, HERR, DEIN HEILIG LICHT VERKÜNDEN?

Sonettichtung aus der „Stunde für geistige Dichtung“

von

Georg Langenhorst

„Für Lyrik ist dies keine Zeit; sie bringt keine echte Lyrik hervor. Aber die Stunde für (...) geistige Dichtung ist da.“¹ Als der evangelischer Dichter und Erzähler *Jochen Klepper* diese Zeilen am vierten Oktober 1937 in sein im Nachhinein tragisch-berühmtes Tagebuch schreibt, ist er längst mit dem im gleichen Jahr 1903 geborenen Reinhold Schneider befreundet. Sie haben sich mehrfach besucht,² Briefe geschrieben,³ Texte zugesandt, kommentiert und rezensiert, einander in schwierigen Tagen bestärkt und getröstet. „In dem, was er sagte, lag ein Trost“,⁴ notiert sich Klepper über Schneider am 13.11.1936 in sein Tagebuch und drei Monate später, am 24. Februar 1937 in nochmaliger Steigerung: „Schneiders Worte nehme ich dankbar als von Gott gewährten Trost.“⁵

1. Keine Zeit für echte Lyrik? Jochen Klepper

Keine Zeit für *echte* Lyrik? Die Stunde für *geistige* Dichtung? Wie kommt der Lyriker Klepper zu solchen Aussagen? In wohl kaum

¹ Jochen Klepper: Unter dem Schatten deiner Flügel. Aus den Tagebüchern der Jahre 1932 bis 1942. Hrsg. von Hildegard Klepper (¹1956) Gießen 1997, S. 312.

² Vgl. Cordula Koepcke: Reinhold Schneider. Eine Biographie. Würzburg 1993, S. 133-138.

³ Briefwechsel in: Jochen Klepper: Briefwechsel 1925-1942. Hrsg. von Ernst G. Riemenschneider. Stuttgart 1973, S. 61-157.

⁴ Jochen Klepper: Tagebücher, S. 241.

⁵ Ebd., S. 263.

einem anderen Werk der „christlichen Literatur“⁶ der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird das explizite Selbstverständnis so deutlich, ein von Gott beauftragter Dichter zu sein – oder wenigstens sein zu wollen. Er schreibe, so notiert Klepper in sein Tagebuch, in der „Hoffnung, göttliches Werkzeug zu sein“,⁷ ja, er bitte „Gott immer wieder, daß er aus meinem Schreiben etwas wie ein Pfarramt“⁸ mache.

Keine Zeit für echte Lyrik, weil ein Dichter in der Zeit der Nazi-Barbarei eben nicht auf eigene künstlerische Selbstverwirklichung schielen dürfe, weil es nicht um Ästhetik um ihrer selbst willen gehen könne, weil der christliche Dichter sich ganz dem – wie er hofft – *göttlichen Auftrag* unterwerfen müsse, in geistiger oder geistlicher Dichtung den Menschen zu dienen. Der christliche Dichter hat einzig sein literarisches Apostolat zu erfüllen, dem muss er alles andere unterordnen. Kein Experiment im Blick auf Form, kein Experiment im Blick auf Inhalt – allein das fest Bewährte gibt Halt im Chaos, Trost in Trostlosigkeit, geistige Hilfe für verzweifelt Suchende nach einer letzter Orientierung.

Reinhold Schneider, der besorgte Freund und Kollege Kleppers, erkannte das poetologische Selbstverständnis seines von eigener Hand 1942 aus dem Leben geschiedenen Weggefährten. Er widmet ihm ein Kapitel seines Spätwerks „Verhüllter Tag“. Dort führt er aus, dass es für Jochen Klepper eben „entschieden“ war, „daß die Kunst dem Worte unterworfenen Widerklang ist“, nicht Selbstklang, sondern nur Wiedergabe des von Gott in der Offenbarung Vorgegebenen. Aus diesem Verständnis heraus, so Schneider weiter,

⁶ Vgl. Georg Langenhorst (Hrsg.): *Christliche Literatur für unsere Zeit. 50 Leseempfehlungen* (München 2007).

⁷ Jochen Klepper: *Tagebücher*, S. 67, Eintrag vom 23.06.1933.

⁸ *Ebd.*, S. 126, Eintrag vom 31.03.1934.

habe Klepper freilich „der evangelischen Kirche, der Christenheit, ergreifende Lieder geschenkt“.⁹

2. „Abberufen vom literarischen Leben“ – „religiöser Sanitätsdienst“

Und Reinhold Schneider selbst? Teilt er das im Nachhinein analysierte literarische Selbstverständnis des Freundes, dem er die Erkenntnis um „den ganzen Ernst konfessioneller Gegensätze“ verdankte, und der „an der Wiedererrichtung des Kreuzes“ in seinem eigenen Leben „einen Großen Anteil“¹⁰ habe? Spürte er etwas von dem Empfinden, das Jochen Klepper noch in seinem Todesjahr im Blick auf ihrer beider Prosadichtung niederschrieb: Schneider und er hätten „einen Schritt getan, der an die Grenze der christlichen Kunst führt, und die wir ungestraft nicht übertreten dürfen.“ Warum? „Wir haben von der Kunst etwas preisgegeben, was der Glaube gar nicht von uns fordert, vielmehr verweist er uns darauf zurück.“¹¹

Hat Reinhold Schneider diese Einschätzung geteilt? Hat er sie auch auf sein eigenes Schreiben bezogen? Bleiben wir bei dem Versuch einer Beantwortung dieser Fragen in der Zeit, in der Schneider diese Zeilen über den mehr als zehn Jahre zuvor verstorbenen Weggefährten niederschreibt. Nähern wir uns der Lyrik Reinhold Schneiders von seiner eigenen späteren Einschätzung her an, als er selbst längst keine Gedichte mehr schreibt. Wenn man diesen Schriftsteller nur von seinen Spätwerken her kennt, liegt das oben skizzierte literarisch-theologische Selbstverständnis eines von Gott beauftragten christlichen Dichters völlig außerhalb aller möglichen Zuschreibungen. In „Verhüllter Tag“ (1954) und dem posthum veröf-

⁹ Reinhold Schneider: *Verhüllter Tag. Bekenntnis eines Lebens* (1954). Basel/Freiburg/Wien 1959, S. 94.

¹⁰ Ebd., S. 95.

¹¹ Jochen Klepper: *Tagebücher*, S. 612.

fentlichten Skizzenbuch „Winter in Wien“ (1958) stößt man auf fragmentarisch assoziative, mosaikartige, immer wieder angedachte und abgebrochene Gedankenprosa.

Ihr spürt man die Erschütterungen an, die der Schriftsteller wie ein Seismograph seiner Gegenwart abempfunden hat: das allmähliche Erkennen der historischen Schuldverstricktheit seines Volkes und des Christentums in den Jahren der Nazidiktatur; die Mechanismen von gezielter Vergesslichkeit und strategischer Verdrängung im Deutschland des Wiederaufbaus und des sich anbahnenden ‚Wirtschaftswunders‘; den politischen Kurs der Adenauer-Republik; die eigene zwiespältige Rolle als Schriftsteller der ‚inneren Emigration‘; den verloren gegangenen Blick auf religiöse Überzeugungen und Glaubensgewissheit. Reinhold Schneider ist einer der wenigen christlichen Zeugen, bei denen die tiefe Krise des 20. Jahrhunderts sowohl Gestalt als auch Form erhielt.

Mit klarem Blick und brutaler Schonungslosigkeit sieht er nicht nur andere, wie den Freund Jochen Klepper, sondern auch sich selbst. Und im Rückblick ist Schneider nun klar, dass auch er in den Jahren 1939 bis 1945 ein religiös-dichterisches Apostolat getragen, die Rolle eines literarischen Trösters bewusst angenommen, dass er mit seinen Texten eine Art spirituell-geistig-religiösen ‚Sanitätsdienst‘ abgeleistet hatte. „Ich war“ – schreibt er in „Verhüllter Tag“ – „in gewissem Sinne einberufen, endgültig abberufen vom literarischen Leben in die religiös-geschichtliche Existenz“.¹² Im gleichen Bilde bleibend führt er an einer späteren Stelle desselben Buches aus: Als die Welt zum „Verbandsplatz“ wurde, lieferte er das ‚Verbandszeug‘ mit seinen Trosttexten. „In einem gewissen Sinne ist der zu beneiden, der auf einen Verbandsplatz gerufen ist: er hat nur zu helfen. Dem glich vielleicht mein Dasein während des Krieges und der drei folgenden Jahre.“¹³

¹² Ebd., S. 140.

¹³ Ebd., S. 174.

Auch Schneider also ein christlicher Dichter mit literarischem Apostolat? Sein letztes Werk, das 1958 veröffentlichte autobiographische Tage- und Gedankenbuch „Winter in Wien“, hat der späte Geistesverwandte *Arnold Stadler* noch vor Kurzem als „grandioses, fragwürdiges, verstörendes, Fragment gebliebenes Testament“¹⁴ gewürdigt. Schneider schreibt hier im Rückblick auf diese Jahre unverblümt als von jener Zeit, in der „ich mich in religiösem Sanitätsdienst bemühte“,¹⁵ schränkt dann freilich ironisch stilisierend ein, dass er damals „ein bisschen literarisches Ansehen (...) durch die Veröffentlichung von Traktaten“¹⁶ beeinträchtigt habe. Nur durch Traktate? Wird diese kritische Selbsteinschätzung allen seinen Texten aus dieser Zeit gerecht? Ist vor allem das lyrische Werk Reinhold Schneiders, besonders seine Sonett-Dichtung,¹⁷ mit diesen Etiketten hinreichend charakterisiert?

3. „... in diese Strenge einen chaotischen Gehalt zu bannen...“: Die Sonette

Die Frage legt sich nahe: Warum schrieb Reinhold Schneider ausgerechnet – insgesamt um die 400 – Sonette? Warum wählte er diese Form, warum verknüpfte er diese Form mit den für ihn maßgeblichen Inhalten? Der erste offiziell publizierte Gedichtband des Schriftstellers¹⁸ erschien im Jahr 1939 und überraschte die Leseöf-

¹⁴ Arnold Stadler: Du mein geliebter Turm. Reinhold Schneider als ein Lebensgefährte im Lesen, Leben und Schreiben. In: Reinhold Schneider: Texte eines radikalen Christen. Hrsg. von Michael Albus. Freiburg/Basel/Wien 2008, S. 352-365, hier: S. 364.

¹⁵ Reinhold Schneider: Winter in Wien (1958). Feiburg/Basel/Wien 1993, S. 31.

¹⁶ Ebd., S. 32

¹⁷ Für die folgenden Darstellungen vgl. Georg Langenhorst: Reinhold Schneider heute lesen? Theologisch-literarische Annäherungen. In: Friedrich Emde/Ralf Schuster (Hrsg.): Wege zu Reinhold Schneider. Zum 50. Todestag des Dichters. Passau 2008, S. 1-30.

¹⁸ Vgl. dazu Christoph Perels: Nachwort. In: Reinhold Schneider. Gedichte. Gesammelte Werke Bd. 5. Frankfurt 1981, S. 407-425.

fentlichkeit: Der zu diesem Zeitpunkt Mittdreißiger Schneider war als Schriftsteller bereits breit etabliert, aber vor allem als Prosaautor. Historische Erzählungen, geschichts- und kulturdeutende Essays, das kannte man von ihm. Und nun – ausgerechnet – ein Band mit Sonetten?

Nur genaue Kenner des Schneiderschen Werkes wussten, dass er schon lange auf der Suche nach einer für ihn passenden lyrischen Form war und mit verschiedenen Gattungen experimentiert hatte. Einmal auf das Sonett gestoßen, ließ es ihn nicht mehr los. 1928 entsteht eine wahre Flut von Texten, unter dem Titel „50 Sonette“ privat gedruckt und verteilt. Erst ab 1938 schreibt er dann jene Gedichte, die für ihn in den Jahren bis 1950 als typisch gelten. Und immer wieder geht es dabei um die gleichen Themenkreise: die politische und geistige Krise der Zeit, die alle Grenzen sprengende Schuld, die Konzentration auf Gericht und Gnade, die Drohungen und Verheißungen eines apokalyptischen Endes, die Mahnung zu Gebet, Heiligung und Reue, die Möglichkeit von Trost, die verzweifelte Reflexion über die eigene Rolle in diesem Endzeitszenario.

Ausgerechnet für diese Themen wählt er also jene Gedichtform, die in strengster Vorschrift geregelt ist, in der jede einzelne formale Facette – Varianten sind selbstverständlich möglich – vorgegeben ist: 14 meist elfsilbige Zeilen haben sich aufzuteilen in zwei vierzeilige Quartette mit nur zwei Reimen, ihnen folgen zwei Terzette die drei Reime aufweisen dürfen. Während die Quartette dabei expositionsartig das Thema benennen und entfalten, kommt den Terzetten die Funktion der Abrundung oder eines dazu gegensätzlich zulaufenden Höhepunktes zu.

In einem schon 1928 entstandenen Gedicht, das den unpräzisen Titel „Das Sonett“¹⁹ trägt und in jenem ersten Sonetten-Schub geschrieben wurde, redet Schneider diese Gedichtform eng vertraut

¹⁹ Reinhold Schneider: Gedichte, S. 192.

und personifiziert mit „Du“ an. Hier wird deutlich, was ihn an dieser Gattung reizt.

Das Sonett

Mein eigener Rhythmus bebt in deinen Zeilen:
Schmerzlich begrüßt gewinnt der Tag Gewalt,
Und fortgerissen, ohne Aufenthalt
Such' ich mein Ziel im Fluge zu ereilen.

Doch alsobald fühl' ich die Kraft sich teilen:
Der Tod gähnt auf als ungeheurer Spalt,
Gedanken machen über Nacht mich alt,
Ich sinke nieder auf den ersten Meilen.

Aus Sturz und Anlauf fest in sich verschlungen
Steigt im Gesange noch einmal die Welt,
Zahllose Bäche eint dasselbe Bett.

So wird das Leben doch in Form gezwungen
Und muß, von einem fremden Glanz erhellt,
Unwiderruflich enden als Sonett.

„Das Sonett“, ein poetologisches Schlüsselgedicht, lässt gleich mehrere Züge der Schneiderschen Faszination für diese Gattung erkennen: zunächst die emotionale Nähe zu dieser Gattung, in der der „eigene Rhythmus“ beben kann; dann der Gestaltungswille des Dichters, der sein Ziel im Flug „ereilen“ möchte, dem das leichte, flüssige Schreiben jedoch misslingt; drittens die gefühlte Übermacht von Chaos, Untergang und Verzweiflung, die alles Gestalterische bedroht; schließlich die dann doch unerwartet gelingende Vollendung, die nur durch den engen Zwang der Form erfolgen kann und so fast wie von einem „fremden Glanz erhellt“ scheint.

Drei Jahre nach der Entstehung dieses – das eigene Schreiben spiegelnden – Sonetts reflektiert Reinhold Schneider über sein lyrisches Schaffen in Form von Prosa. Er erkennt, dass er bewusst-unbewusst die kunstvolle Gebundenheit, die Stimmigkeit und Si-

cherheit der strengen Form von Rhythmus, Metrum und Reim als Gegenprogramm zum geistigen Chaos, zur Form- und Ordnungslosigkeit seiner Zeit stellt. Am elften Januar 1931 notiert er in sein Tagebuch – bezugnehmend auf den Escorial, den architektonisch streng gegliederten monumentalen Palast Philipps II.:

Meine Verse baue ich ganz im Stil des Escorial: symmetrisch, schwer; ich opfere die Form unter keiner Bedingung, weil die Form Inhalt ist; so kommt etwas Architektonisches zustande ... Meine eigene höchste Lust ist es nun, in diese Strenge einen chaotischen Gehalt zu bannen: das Lob der Schwermut, des Untergangs, des Chaos, wodurch die Form zur notwendigen Ergänzung des Gesagten wird. Da der Untergang in streng gebändigten Worten gefeiert wird, ist er von dem unbesiegbaren Bau- und Formtrieb doch schon überwunden. Die Sonette sind ganz das, was der Escorial für mich ist: eine zerstörende innere Gewalt wählt sich als Erscheinungsform das Gesetz.²⁰

Schon allein die streng gebundene Form des Sonetts trotz also der Verzweiflung, den Abgründen der Schwermut und der zerstörerischen Kraft der Ängste seiner trostlosen Gegenwart. Die fast liturgisch anmutende Sprache des Gedichts versucht bewusst Halt zu geben. Die kunstvolle Ordnung des Sonetts bändigt das beobachtete äußere wie innere Tohuwabohu. „Die eigentliche Aufgabe des Dichters ist es, Formen zu schaffen, in denen die Menschen leben können“,²¹ schrieb Reinhold Schneider am 27. Dezember 1932 in sein Tagebuch. „Nun ist die Form mein Glück; sie aufzurichten, / ein ragend Bild auf ungewissem Grund, / Streb ich“,²² heißt es in seinem frühen Sonett „Form und Freiheit“, datiert auf den 23.01.1928. Und ein weitere Tagebuchnotiz, niedergeschrieben am 20. Januar 1931: „In den Sonetten hatte ich bislang die günstigste Möglichkeit, den vernichtenden Kontrast zwischen einem chaotischen Lebensgefühl und exzessiver Formstrenge zu gestalten.“²³ Es

²⁰ Reinhold Schneider: Tagebuch 1930-1935. Redaktion und Nachwort von Josef Rast. Frankfurt 1983, S. 245.

²¹ Ebd., S. 636.

²² Reinhold Schneider: Gedichte, S. 10f.

²³ Reinhold Schneider: Tagebuch, S. 258.

gibt seiner Auffassung zufolge eine spezifische Besonderheit des deutschen Sonetts, fern jeder spielerischen Leichtigkeit und tänzerischer Musikalität, die Sonette anderer Kulturkreise haben können. Deutsche Sonette sind geprägt, so Schneider, entweder vom „Ausdruck stärkster Leidenschaft“ oder durch „durchblutete Gedankenlyrik“.²⁴ Beide Kategorien lässt er für seine eigene Sonettichtung gelten.

Zur Einordnung wichtig: Dieses „Sonett“ und die poetologischen Tagebucheinträge verweisen auf die erste sonettgestaltende Phase in Schneiders Leben, die eher von persönlichen Lebensumständen geprägt war. Das Sonett stiftete Sicherheit und Ordnung in einer Situation von persönlich-subjektivem Chaos. Der Rückgriff auf das Sonett in der zweiten Phase ab 1938 wird hingegen eher von gesellschaftlich-politischen Rahmenbedingungen bestimmt. Nun bietet das Sonett als Abbildung einer ewigen, göttlichen Ordnung ein Gerüst gegen das allgemeine Chaos der Zeit. Die zentralen Motive für die Formwahl, für die Rückbesinnung auf die Möglichkeiten des Sonetts, bleiben jedoch in Grundzügen gleich.

Betrachten wir ein in der Schneider-Forschung bislang nur wenig beachtetes titelloso Gedicht,²⁵ das aus dem Jahre 1938 stammt. An ihm lässt sich exemplarisch überprüfen, inwieweit Schneider sich als explizit christlicher Dichter in einem den Aussagen Kleppers vergleichbaren Sinne verstand.

²⁴ Ebd., S. 244, Tagebucheintrag vom 31.01.1931.

²⁵ Reinhold Schneider: Gedichte, S. 42f.

4. Wie sollt ich, Herr?

Wie sollt ich, Herr, Dein heilig Licht verkünden,
 Das, mit dem trübern dieser Welt vereint,
 Auf Wolken und auf Bergen widerscheint
 Und gleich der Lilie aufsteigt aus den Gründen?

Wie reine Geister sich an Dir entzünden
 Und höchste Liebe Deine Liebe meint
 Und tiefste Trauer Deinen Schmerz beweint,
 Will alles Wesen sich mit Dir verbünden.

Du hast die Welt geheiligt durch Dein Kommen
 Und hast verklärt den Wandel der Planeten
 Und in Dein Licht die Erde aufgenommen;

Im ganzen Weltenkreis, den Du betreten,
 Ist eine Sehnsucht ohne Maß entglommen,
 Dein Lob zu künden und Dich anzubeten.

Das Gedicht setzt ein mit einer Grundfrage aller religiösen Menschen, speziell aller in der Glaubensvermittlung Tätigen: „Wie sollt ich, Herr, dein Licht verkünden?“ Diese Gebetsfrage rührt hier jedoch an Schneiders poetologisches Selbstverständnis. Mit welcher Sprache kann er, der Schriftsteller, Gott verkünden? Die vieldimensionale, in vielen Religionen und philosophischen Weltdeutungssystemen verwendete Metapher „Licht“ steht dabei für den Sinnkomplex von göttlicher Wahrheit, Botschaft, Offenbarung und von Gott geschenktem Heil. Denn tatsächlich, den Auftrag der Verkündigung hat er sich offensichtlich selbst gestellt, dieser Mission sieht er sich ausgesetzt. Dabei weiß er nur zu gut: Von Gott zu reden ist im Grunde dem Menschen nicht möglich – und doch seine Aufgabe.

Mit diesem Dilemma beginnt Schneider seinen Text. Es ruft damit einen uralten, schon im Alten Testament breit bezeugten und fortan immer wieder aufgegriffenen Topos auf: den „Einwand des Beru-

fenen“.²⁶ Der von Gott zur Verkündigung berufene ‚Prophet‘ weist diesen Auftrag zurück, nicht nur aufgrund einer persönlichen Unwürdigkeit für eine solche Aufgabe, sondern weil er dazu mit seiner menschlichen Sprache nur ein völlig unzureichendes Mittel zur Verfügung hat. Diese Zurückweisung führt dann jedoch genauso stereotyp zur Einsicht, eben doch dem Auftrag folgen zu müssen, und dient so indirekt (oder zentral?) zur Selbstlegitimierung. In der christlichen Literatur findet sich immer wieder eine literarische Entlehnung dieser biblischen Stilfigur, so auch hier.

Die erste Versgruppe benennt in mehrfachem Zugang eines der fast unmöglich zu lösenden Kernprobleme: Wir haben keinen unmittelbaren Zugang zum göttlichen „Licht“, es „vereint“ sich stets mit dem trübere[n] Licht der Welt. Wir sehen bestenfalls den „Widerschein“. Wir haben nur Vergleiche („Lilie“), die stets begrenzt bleiben. Im späteren, 1943 entstandenen Sonett „Kunst und Wahrheit“ wird Schneider das gleiche Problem in ähnlicher Weise so benennen: „Die Wahrheit will sich uns im Widerschein / Geformter Bilder streitend offenbaren“.²⁷ Nur der „Widerschein“ bleibt uns, nur im „Streit“ um von uns „geformte Bilder“ nähern wir uns der – wie es später im gleichen Gedicht heißt – „Macht gesandten Lichtes“.

Die zweite Versgruppe setzt gegen dieses unlösbare Dilemma ein trotziges Gegenbild im Blick auf den Menschen: Es kann innerhalb des gläubigen Weltbildes Schneiders doch gar nicht anders sein, als dass der Mensch tief in seinem Inneren auf Gott verwiesen ist. Sein „Du“ ist das Ziel menschlichen Geistes, der Urgrund menschlicher Liebe, die innere Verbundenheit in menschlicher Trauer. Letztlich sehnt sich der Mensch nach einer Verbundenheit mit Gott. Fast beschwörend entwirft Schneider in diesen Versen das Bild des auf Gott bezogenen Menschen, gerade weil davon in seiner – in diesem

²⁶ Franz Josef Stendebach: *Rufer wider den Strom. Sachbuch zu den Propheten Israels*. Stuttgart 1992, S. 25.

²⁷ Reinhold Schneider: *Gedichte*, S. 87.

Text direkt völlig ausgesparten – Gegenwart so wenig zu spüren ist.

In den beiden Terzetten ruft Schneider im Sinne einer „Wiederholung“ noch einmal eine bildreiche Vision auf, durch die er klassisch dogmatische Aussagen der Gotteslehre illustriert: Zunächst erfolgt ein Blick auf die Vorleistungen Gottes in Schöpfung und Erlösungswerk: Gott hat die Welt durch sein Kommen geheiligt („Inkarnation“); durch seine Erlösungstat am Kreuz erfolgt eine nicht allein das menschliche Leben betreffende, sondern kosmologische Verklärung; dadurch hat die Schöpfung Teil am göttlichen Licht. Die abschließende Versgruppe wendet den Blick auf die Reaktion von Mensch und Schöpfung: sie kann doch nur bestehen aus einer tiefen Erlösungs- und Verbindungssehnsucht, aus der spirituellen Antwort in Gotteslob und Anbetung.

Ein Zeitsprung und Perspektivenwechsel: All diese fest gefügten katechismusartig-versteinerten Lehraussagen über die Heilsgeschichte scheinen uns und unserer heutigen Welt- und Menschenerfahrung sphärenhaft fern. Die „Sehnsucht ohne Maß“ Gott anzubeten und sein Loblied zu singen – sie entspricht unabhängig von der möglichen dogmatisch-überzeitlichen ‚Wahrheit‘ solcher Aussagen den allerwenigsten heutigen Erfahrungen. Ganz entscheidend zum Verständnis Schneiders ist jedoch die Einsicht, dass diese Aussagen auch schon in seiner Zeit alles andere als Zustandsbeschreibungen waren. Schneider formuliert somit wissentlich ein Idealbild, das er durch seine literarische Fiktion erst hervorrufen will. So wie die haltgebende Form des Sonetts, so schien ihm allein diese feste inhaltliche Zusage der unwandelbaren kirchlichen Heilsbotschaft in ihrer klassisch-verfassten Sprachform den Menschen seiner Zeit helfen zu können.

Schneiders Gedichte sind demnach Trosttexte, deren Trost doppelt wirkt: Feststehende Form wird verbunden mit feststehenden Glaubensaussagen. Der zweifache Rückgriff auf Tradition wird so zum letzten geistigen Bollwerk gegen das Chaos der Gegenwart. Da ist

kein Platz für neue Gedanken, neue Formen. Insofern passen diese Sonette genau in die Reflexionen Jochen Kleppers: keine Zeit für echte Lyrik, wohl aber Zeit für geistige Dichtung! Reinhold Schneider sah dies offenbar genau so wie sein Freund. Sehr deutlich wird sein Verständnis in einem Essay aus dem Jahre 1942, veröffentlicht unter dem Titel „Mein Anliegen“: „Heute, in der Stunde schwerster Entscheidungen, kann ein Künstler nur von ganzem Herzen bitten und beten, dass er durch Eitelkeiten nicht verderben werde (...) ich suche keinen neuen Gedanken, sondern den Dienst am Geoffenbarten“.²⁸

Klarer kann man die *Idee eines literarischen Apostolats* nicht formulieren. Auch die Sonette sind also Texte, in denen Reinhold Schneider einen „Dienst“ erfüllt, den er nicht von ästhetischer Eitelkeit verderben will. „Nur heute, Herr, laß mich Dein Wort verkünden“,²⁹ heißt es dazu passend in dem zeitnah – ebenfalls 1942 – entstandenen Sonett „Vorspruch“, das dem Zyklus „Jetzt ist des Heiligen Zeit“ vorangestellt ist. „Allein der Wahrheit Stimme will ich sein“, lautet die erste Zeile des bekannten Sonetts „Kunst und Wahrheit“³⁰ aus dem Jahre 1943, erneut ein poetologisches Gedicht.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Schneiders Sonettichtung ist – zumindest auch – literarische Wortverkündigung im Dienste der göttlichen Wahrheit, zum Zwecke der Mahnung, Warnung und Orientierung und zur Vermittlung von Trost. Sie ist geistig-geistliche Dichtung, verstanden als Erfüllung eines von Gott erteilten, eigentlich als unmöglich durchschauten Auftrags und hat so ihren eigenen Ort, ihre ganz bestimmte Zeit, trägt aber auch eine eigene Würde.

²⁸ Reinhold Schneider: Mein Anliegen: Dienst am Geoffenbarten (1942). In: ders.: Das Unzerstörbare. Religiöse Schriften. Gesammelte Werke Bd. 9. Frankfurt 1978, S. 11-14, hier S. 13.

²⁹ Reinhold Schneider: Gedichte, S. 74.

³⁰ Ebd., S. 87.

5. „nur nicht das Erlebnis“ – Grenzen und Größe der Sonette

In den 1950er Jahren gab Schneider das Schreiben von Sonetten auf. Bis heute findet sich in der deutschsprachigen Literatur kein ungebrochenes Anknüpfen an diese Gattungstradition. Sie hatte ihre Zeit, sie hatte ihre Bedeutung, aber eben auch ihr Ende. Warum? *Max Frisch* (1911-1991) hatte als einer der ersten mit wachem Gefühl gespürt, dass diese Art von Literatur sowohl im Blick auf die Form als auch im Blick auf den Inhalt keine Zukunft haben würde in der deutschsprachigen Kultur nach 1945. Ohne Schneider namentlich zu nennen, bezieht er sich in den folgenden, im Jahre 1946 niedergeschriebenen Ausführungen aus seinem so erfolgreich veröffentlichten Tagebuch auf ihn: „Wir schreiben Sonette“, schreibt Frisch – der selbst wohlweislich nie ein Sonett veröffentlicht hat –, „als wüsste der Schreiber auf die Zeile genau, wo der Mensch aufhört, wo der Himmel beginnt, wie Gott und der Teufel sich reimen“. Dann jedoch: Auf alles reimen sich diese Sonette, „nur nicht“ auf das „Erlebnis“, auf tatsächliche Erfahrung. Zwar gibt Frisch durchaus zu: „Ein Katholik beispielsweise, der sich in einer geschlossenen Welt glauben kann, hat natürlich die Erlaubnis zur Vollendung.“ Doch erneut folgt die Einschränkung: „Die Haltung der meisten Zeitgenossen“ – so Frisch schon ein Jahr nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs – „ist die Frage, und ihre Form, solange eine ganze Antwort fehlt, kann nur vorläufig sein.“³¹

Schneider selbst spürte die von Frisch vorausgeahnten Bedenken in sich selbst und wendete sich, wie geschildert, von dieser Gattung ab. Seine letzten (bis dato veröffentlichten) Sonette datieren aus dem Jahr 1951. Das zuvor ihn prägende Selbstverständnis als „Katholik“, der „sich in einer geschlossenen Welt glauben“ konnte – um die Zuschreibungen von Frisch aufzugreifen –, war ihm radikal verloren gegangen.³² Insofern entgeht allen Deutungen, die darauf

³¹ Max Frisch: *Tagebuch 1946-1949* (1950). Frankfurt 1985, S. 108f.

³² Vgl. Karl-Josef Kuschel: Reinhold Schneider und die Zweifel an Gott. In: ders.: „Vielleicht hält Gott sich einige Dichter...“ Literarisch-theologische Por-

abzielen, Schneider habe „eine konsistente religiöse Position“³³ entwickelt, von der aus sein Werk zu kategorisieren sei, der zentrale Punkt: Als Mensch und in seinem Schreiben wird Schneider von völlig verschiedenen Vorgaben geprägt. Die affirmativ-christliche Haltung findet sich bei ihm in einzelnen Phasen, keineswegs durchgängig.³⁴ Konsequenz für ihn: „Religiöser Sanitätsdienst“, mehr konnte er in diesen Texten in seiner letzten Lebensphase voller radikaler Selbst- und Weltzweifel nicht mehr sehen. Was für ein Abschied vom selbsterklärten literarischen Apostolat!

Ein Unterschied zwischen den lyrischen Texten Jochen Kleppers und Reinhold Schneiders fällt abschließend jedoch auf und beleuchtet noch einmal grundlegende Spezifika beider Schriftsteller in Leben, Werk und Rezeption. Er hängt nur zum Teil mit jenen konfessionellen Eigenarten zusammen, die den beiden Schriftstellern aneinander so deutlich geworden waren, die sie sich auch im Blick auf die Rezeption ihres Werkes gewünscht hatten: „Immer wieder – mich so beglückend – begegnet mir die Gegenüberstellung: ‚Schneider – Klepper; Katholizismus – Protestantismus‘“,³⁵ notierte etwa Klepper in sein Tagebuch. Der Protestant hatte sich in

träts. Mainz 1991, S. 241-284; ders.: „Christus ist unsere tödliche Freiheit“. Reinhold Schneiders Gottsuche in winterlicher Zeit. In: ders.: Gott liebt es, sich zu verstecken. Literarische Skizzen von Lessing bis Muschg. Ostfildern 2007, S. 63-86.

³³ Gegen: Burckhard Dücker: „...das Erdengeschehen zu Gott führen...“ Religiöse Programmatik am Beispiel Reinhold Schneiders. In: Wilhelm Kühlmann/Roman Luckscheiter (Hrsg.): *Moderne und Antimoderne. Der *Renouveau catholique* und die deutsche Literatur.* Freiburg/Berlin/Wien 2008, S. 543-568, hier: S. 566.

³⁴ Das ist zumindest in der jüngeren Reinhold-Schneider-Forschung (seit den 1970er Jahren) unbestritten. Von daher zielt die undifferenzierte Polemik von Claus Ensberg ins Leere, wenn er schreibt, dass Schneiders Texte „von einer ‚Schneider-Gemeinde‘ als Zeugnisse einer unproblematisch-kirchentreuen Glaubenshaltung“ rezipiert würden. Vgl. Claus Ensberg: *Die Orientierungsproblematik der Moderne im Spiegel abendländischer Geschichte. Das literarische Werk Reinhold Schneiders.* Tübingen, 1995, S. 1.

³⁵ Jochen Klepper: *Tagebücher*, S. 387.

seiner geistlichen Dichtung immer schon an der singbaren Kirchen- und Volksliedtradition eines Martin Luther und Paul Gerhardt orientiert. In ihren Fußspuren wollte er schreiben, wie sie wollte er in seinen Werken weiterleben. Am 11.01.1938 notiert er so in sein Tagebuch die bange Frage, „ob ich jemals den Weg ins Gesangbuch finde“.³⁶

Aus heutiger Sicht hätte man seine Sorge beschwichtigen können, ist er doch im Stammteil des 1996 herausgegebenen „Evangelischen Gesangbuch“ sogar mit zwölf Titeln vertreten. Wichtiger im Blick auf unsere Fragestellung ist ein Seitenblick auf Reinhold Schneider. Wir haben gesehen, dass er einige poetologische Selbstdeutungen als „christlicher Dichter“ mit Klepper teilt. Hier aber enden die Gemeinsamkeiten: Schneiders Sonette sind keine Lieder. „Mir ist das Lied völlig versagt“,³⁷ schreibt er in realistischer Selbsterkenntnis am elften Januar 1931 in sein Tagebuch. Seine Texte sind nie für den liturgischen Gebrauch verfasst worden, eine Sorge um die Zukunft seiner Gedichte im kirchlichen Gesangbuch hätte Schneider kaum verstanden. Im Vergleich bleiben die Sonette eigenständig, offen, in ihrer Sperrigkeit anregend.

6. Reinhold Schneiders Erbe – gerade das Sonett?

Gewiss, die Sonette hatten die von ihm selbst erkannte Trostfunktion – aber erschöpfen sie sich darin? Gewiss, sie setzen in Form und Inhalt auf eine Anknüpfung an bewährte Tradition – aber ist nicht auch in dieser Anknüpfung Originelles möglich? Gewiss, sie rekurren weder in Sprache noch Bildwelt auf Gegenwartserfahrung – aber liegt nicht eine Faszinationsdimension von Dichtung im Bereitstellen von Sperrigem, Unbekanntem, Herausforderndem? Am Ende der Betrachtungen muss so noch einmal zurückgefragt werden, ob die von Jochen Klepper aufgeworfene Alternative in dieser

³⁶ Ebd., S. 329.

³⁷ Reinhold Schneider: Tagebuch, S. 245.

Schärfe zutrifft: „keine echte Lyrik“ – „geistige Dichtung“? Muss das zwangsläufig ein Gegensatz sein?

Im Blick auf die mystische Dichtung einer *Teresa von Ávila* oder eines *Johannes vom Kreuz*, im Blick auf die geistlichen Gedichte von *Friedrich von Spee* oder *Paul Gerhardt*, im Blick auf die christlich inspirierten oder tief durchdrungenen Werke von *Friedrich Gottlieb Klopstock*, *Matthias Claudius*, *Eduard Mörike* oder *Anette von Droste-Hülshoff* würde man diese Unterscheidung bestreiten, und zwar gleichermaßen von Seiten der Literaturwissenschaft wie von der Theologie. Dass man Schneiders Werk heute noch „von einer christlichen Vereinnahmungsstrategie zu schützen“³⁸ habe, erweist sich bei näherem Hinsehen als leicht durchschaubare Strategie zur Selbstprofilierung. Vielmehr ist es an der Zeit, die nun auch historische Distanz zum Werk von Reinhold Schneider zu einem interdisziplinären Neuzugang zu nutzen.

Wo ein Max Frisch sich unmittelbar, ohne diese Distanz und in seinem Kontext zu Recht von dieser Art christlicher Literatur absetzen musste, wo in der Tat Theologen der 50er, 60er und auch noch der frühen 70er Jahre des 20. Jahrhunderts häufig eine einseitige Idealisierung des Dichters (und – in Auszügen – seines Werkes) betrieben, kann man aus heutiger Sicht die Dichtung Reinhold Schneiders neu schätzen. Diese Neuwahrnehmung muss in keinsten Weise das *Gesamtwerk* betreffen: Rezeption konzentriert sich immer auf Werk-Teile. Reinhold Schneider ist kein Gegenwartsautor mehr, darin liegt eine Chance. Man muss nicht mehr in der „Attitüde christlicher Ergriffenheit“ auf sein Werk schauen, es geht um alles andere als um „hagiographische Verklärung“.³⁹ Für eine „künftige Generation“ ist „Reinhold Schneider nicht zu gebrau-

³⁸ So Claus Ensberg: Reinhold Schneider und die Moderne. Was bedeutet ein christlicher Dichter? In: *Orientierung* 60 (1996), S. 30-34, hier: S. 32.

³⁹ So die erneut polemischen Kennzeichnungen der vorgeblich „konzeptionelle(n) Hilflosigkeit der Schneider-Forschung“ bis 1993 nach Claus Ensberg. Vgl. ders.: *Die Orientierungsproblematik der Moderne*, a.a.O., S. 45/48.

chen“,⁴⁰ gut so! Die zutreffende Feststellung einer „Unmöglichkeit, Reinhold Schneider heute zu aktualisieren“⁴¹ bedeutet nicht, dass sein Werk damit erledigt sei, im Gegenteil.

Distanz ermöglicht neue Sehschärfe. Wenn etwas von Reinhold Schneider „bestehen bleibt“, dann wohl eher nicht die inhaltlich wie sprachlich sehr zeit- und kontextgebundenen Beispiele aus „seinem essayistischen Schaffen“, geschweige denn seine zum Teil schwerfällig-hölzern wirkende Dramen, die „kaum oder gar nicht mehr aufgeführt“⁴² werden. Zu den bleibenden Beiträgen Schneiders zur deutschen Literatur werden – neben der Novelle „Las Casas vor Karl V.“ – vor allem die Sonette zählen. Im Rahmen einer „neuen Unbefangenheit“⁴³ im Umgang mit Religion und der Gottesfrage in der deutschsprachigen Literatur seit 1990 wird es neu möglich, auch im Rückblick die reizvollen, ästhetisch wie religiös herausfordernden Amalgame zwischen „echter Lyrik“ und „geistiger Dichtung“ zu erkennen. Das poetische Werk Reinhold Schneiders bietet sich für die Erkundung derartiger Grenzgänge geradezu an.

⁴⁰ So Rolf Bossart: *Tragik – eine christliche Zweideutigkeit. Über die Unmöglichkeit, Reinhold Schneider heute zu aktualisieren*. In: *Orientierung* 73 (2009), S. 150-154, hier: S. 154.

⁴¹ Vgl. ebd.

⁴² Beatrice Eichmann-Leutenegger: „...der Himmel bricht nieder in das Meer...“. Zum 100. Geburtstag Reinhold Schneiders (1903-1958) am 13. Mai. In: *Orientierung* 67 (2003), S. 98-101, hier: S. 100.

⁴³ Vgl. Georg Langenhorst: „Ich gönne mir das Wort Gott“. *Annäherungen an Gott in der Gegenwartsliteratur*. Freiburg/Basel/Wien 2009.